

Die Flucht.

Roman von J. B. A. D. v. C. D.

(2. Fortsetzung.)

Aber wenn die Verweisung wieder an ihn berufen werden sollte, war es ihm immer, als strede sich eine über-

Er lachte sich selbst aus, daß diese kurze Begegnung ihm so fest im Gedächtnis geblieben war. Er legte sich das zurück: es war seit Jahren das erste Mal, daß er eine wirkliche Dame in der Nähe beobachtet hatte, und alle seine glänzenden Kindheits-

Wenn Felix in der ersten Zeit noch nie und da Antwort erhalten hatte, so blieb diese allmählich ganz aus. Der Grund war einfach, aber Felix blieb er verlor.

Am andern Morgen ging er früh aus. Sein Kadettanzug, leidlich erhalten, brauchte neue Knöpfe. Auch beschloß er, sich einen neuen Kragen und ein Paar Manschetten zu kaufen.

Seine Minute vor elf stand Felix vor dem Portier des Hotel Continental und fragte nach Frau de la Fremoite. Man wies ihn in den ersten Stock. Dort irrete er umher, bis er einen Kellner traf.

Dieses kleine Wort versuchte bei Felix allen Muth. Er hatte schon alles, was sich ereignen würde, vorausgesehen: eine hohe, edle Greisin, so eine Herzogin von Müren und Gestalt,

Es war unbeschreiblich, vielleicht taktlos. Felix fühlte es mit Erörtern. Allein wenn man um sein Leben kämpft, kann man nicht mehr taktvoll bleiben.

Aber das war nun auch schon acht Tage her. Der April näherte sich seiner Mitte, und Felix fing an, den Frühling zu hassen. Es waren Sonnentage, und sie machten das Blut dickflüssig und ließen in der Seele ein unfähiges

Eines Tages kam er gegen Abend heim. Er hatte eben wieder sechs Meldebriefe in den Kasten gesteckt, dann fünfzehn Pfennig Brot und eine Flasche Bier gekauft und trug das hinaus in seine Wohnung. Auf der Treppe begegnete ihm das fünfjährige Tochterchen seiner Wirtin: das Kind schleppte schon sein einjähriges Brüdchen auf dem Arm. Die Kinder sahen fast und gebunden aus. Felix litt jedesmal, wenn er ihnen begegnete.

„Da ist'n Brief von Ihnen,“ sagte die Kleine, „ich hab' n uffs Küchenspinde gelegt.“ Felix lächelte melancholisch. Die Melancholie war ein wenig gelindert: er wollte lieber gleich denken, es sei doch nichts, um nicht zum so und so viesten Mal enttäuscht zu sein.

Aber seine Finger waren doch kalt, als er den Brief von der bezeichneten Stelle nahm. Dann ging er in seine Stube, schnell, wie jemand, der eine wichtige Heimlichkeit hat. Der Brief sah nicht aus, als käme er aus einem Geschäft, dazu war das Papier zu schwer und elegant. Felix erbrach ihn: eine klare, große Schrift bedeckte die Blätter. Er las:

„Sehr geehrter Herr! Sie haben sich auf meine Anträge, welche einen Sekretär und Kurier forderte, gemeldet, ohne, wie ich sehe, den gestellten Bedingungen ganz entsprechen zu können. Wenn ich Ihnen dennoch schreiben und Sie bitte, mich morgen Vormittag elf Uhr aufzusuchen, so geschieht es, weil ich, Ihrem Hinweis folgend, Herrn Albus aufsuchte. Stephan Albus ist so freundlich gewesen, mir zu bestätigen, daß er Ihre Familie getannt hat.“

Conradine de la Fremoite. Felix hat das Herz klopfen lassen. Also man war doch bei Albus gewesen! Was mochte der von so viel Unverschämtheit gedacht haben? Felix beschloß, morgen hinzugehen und sich wegen seiner Rechte zu entschuldigen.

Der Brief kam ihm seltsam vor. Er fand keine Hinweis darin, der ihm erlaubt hätte, auf die Stellung zu hoffen. Man wollte ihn nur sprechen. Was? Warum? Hatte vielleicht die Schreiberin aus Albus' Erzählungen irgend einen Namen aufgeföhrt? Gab es vielleicht irgend eine Beziehung zwischen seinen Eltern und dieser Conradine de la Fremoite? Erwuchs ihm da vielleicht unerwartet eine Theilnahme? War eine Hilfe?

Und da war es doch unbeschreiblich in sein junges Herz gekommen, die Hoffnung, welche es lieber nicht hereinlassen wollte.

Nach längerem Grübeln ward ihm das, was er sich phantastisch ausgedacht, geradezu zur Gewißheit: Conradine de la Fremoite war eine Dame, welche seine Eltern persönlich getannt hatte und sich von dem ihr befreundeten Albus bestreiten ließ, daß Felix Dahlland wirklich der Sohn jenes Hauptmanns und jener schönen Frau war, welche bei den Westlings verkehrt hatten.

Vielleicht würde sie ihm helfen, wenn er auch für den „Sekretär und Kurier“ nicht die ausreichenden Fähigkeiten hatte, irgend eine Arbeit finden. Er wollte der alten Dame sagen, daß er sich vor keiner schere. Daß er das Glend gründlich, ach so gründlich und in jeder Hinsicht kennen gelernt. Vielleicht wird sie mich fragen, ob ich glaube, daß das eine Wissenschaft sei, die reichere oder ärthre, dachte er.

Und zugleich richtete er zum erstenmal die Frage an sich selbst. Aber er fühlte wohl, nur die Zukunft konnte sie ihm beantworten und ihm zeigen, ob diese Zeit seiner Seele Reime zur Gesundheit oder zur Krankheit gegeben.

Am andern Morgen ging er früh aus. Sein Kadettanzug, leidlich erhalten, brauchte neue Knöpfe. Auch beschloß er, sich einen neuen Kragen und ein Paar Manschetten zu kaufen. Er war eilig und fröhlich, und die Sonne war so gefällig, die richtige Beleuchtung zur Hoffnung zu geben. Sie brannte flimmernd am Himmel, irgendwo hinter den Häusermassen; aber ihr Licht durchdrang den ganzen blauen Himmel mit Glanz, so daß es schien, als habe man sie selbst.

Eine Minute vor elf stand Felix vor dem Portier des Hotel Continental und fragte nach Frau de la Fremoite. Man wies ihn in den ersten Stock. Dort irrete er umher, bis er einen Kellner traf. Der meldete ihn in einem nach hinten gelegenen Zimmer an und kam mit einem kurzen „Gleich“ zurück.

Dieses kleine Wort versuchte bei Felix allen Muth. Er hatte schon alles, was sich ereignen würde, vorausgesehen: eine hohe, edle Greisin, so eine Herzogin von Müren und Gestalt, würde ihn sofort empfangen und voll mütterlicher Leutseligkeit fragen, wie es seinen Eltern noch ergangen, wie er denn in solche Lage gekommen, und ob sie ihn helfen sollte, Stellung zu finden. Das Warten auf dem Korridor hatte aber nicht in seiner Phantasie gefaßten.

Endlich that sich die Thür jenes Zimmers auf, und eine Dame erschien. Sie hatte aber keine herzogliche Würde an sich, obgleich sie ein Kleid von schwarzem Atlas trug und sehr langsam, ja, insofern einhertritt. Man sah sofort: sie erwartete, ehrsüchtig gebiend zu wirken. Ihre Haare waren weißblond und glatt geschneit, es schien etwas darauf zu fehlen. Jedemfalls hätte ein Häubchen diesem runden Kopf eine gefälliger Form und eine kleine Krönung gegeben. Das Gesicht fiel durch seinen sehr gleichmäßigen rosigen Teint auf. Vor den hellen Augen trug die Dame einen Anreifer, was gerade ihrem Gesicht etwas Anspruchsvolles gab.

Felix verneigte sich tief. Er war so enttäuscht, daß er plötzlich alle seine Hoffnungen begrub. Die Frau nickte herablassend. „Derr Dahlland?“ „Ja, dienen.“ „Bitte!“ sagte sie und öffnete eine Thür.

Sie trat ein, und Felix folgte ihr. Er befand sich in einem strahlenwärts beleagten Salon, der mit kostbarstem Hotelurus ausgestattet war. „Warten Sie einen Augenblick.“ Er ward nicht aufgefordert, sich zu setzen, und sah die Dame in ein Nebenzimmer gehen. Er wartete, immer mit der Luft kämpfend, lieber gleich wieder wegzugehen, und schaute sich um.

Auf dem Tisch, der inmitten des Raumes unter einer Krone aus irischem Glas stand, lagen ein paar Bücher neben einer Vase voll Nelken und Orchideen. Ein langer, schmaler Schawal von blaßer Seide, mit großen Goldornamenten durchwirkt, hing über einer Stuhllehne und lag mit seinem anderen Ende lang auf dem Teppich. Auf dem Lesetische neben der Chaiselounge lagen Zeitungen und ein Blumenstrauß. Auf dem schwarzen Tische, daß die Chaiselounge bedeckte, lag Felix ein Buch; es war aufgeschlagen, die Gesichtseite lag auf der Decke, der Rücken nach oben. Felix konnte der Verlockung nicht widerstehen, er ging heran und las den Titel.

Es war „Niels Lyhne.“ Felix ward ganz eingenommen. Wenn er bei einem Menschen ein Buch entdeckte, das er selbst liebte, ward ihm, als sei er mit dem Leser in einer Kulturgemeinde.

Er hörte ein Geräusch und wandte sich um. Nicht auf den allereinsten Blick erkannte er die Dame, die eingetreten war, die stolze Schöne aus dem Juwelierladen. Er hatte sie nur mit dem Hut gesehen, und besonders hatte seine Phantasie so viel und so oft an ihrem Bilde gemalt, daß es seinem Gedächtnis ergangen war wie einem Künstler, der zu viel an einem Portrait herumändert, bis es der Ähnlichkeit bar wird.

Aber langsam ging ihm die Gewißheit auf: sie ist es! Und sein Herz klopfte schwer.

Conradine de la Fremoite mochte gerührt haben, daß sie den jungen Mann mit den schönen, an jenem Morgen so breiten Augen in Felix finden würde.

Sie kam schnell auf ihn zu, lächelnd und mit ein wenig erhörter Farbe. Sie trug noch ein Morgenkleid. Felix sah unklar zahllose Stoffe und eine Unmenge köstlicher Spitzen und sah deutlich nur die Hand, die ihn einlud, sich zu setzen.

Ihm war, als habe er sich drei- oder viermal verbeugt, jedenfalls als habe er einige Ungeschicklichkeiten begangen. Das Roth stieg ihm in's Gesicht. Er zögerte, wagte nicht, sich zu setzen und betrachtete sich zugleich wegen der Unfreiheit seines Benehmens.

In der That hatte er gar keinerlei Ungeschicklichkeiten begangen, sondern die Haltung vornehmer Bescheidenheit bewahrt.

„Ich bitte,“ sagte sie und ließ sich selbst auf das Fußende der Chaiselounge nieder; sie sah in etwas schärfer Haltung, sich mit der ausgestreckten, gespreizten Rechten auf das schwarze Fell lehnen; die Finger der Linken spielten mit der Kante eines Spizenbolans.

Felix nahm einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber.

„Ich habe Sie hierher gebeten, weil ich mündlich einen Dank und eine Entschuldigung bei Ihnen anbringen habe,“ begann sie; „ich hätte das ja wohl auch schriftlich thun können, aber da ich mich sehr schuldig fühle, war mir die Schrift zu konventionell. Das Wort ersuchen mir besser am Platz.“

Sie sprach leicht, mit einer großen Verbindlichkeit, und dennoch lag in ihrem Ton und in ihrer Miene etwas, das für Felix das Gefühl einer riesengroßen Entfernung zwischen ihr und ihm augenblicklich herstellte. Uebrigens waren ihm die Worte völlig räthselhaft.

„Mir Dank?“ fragte er zögernd, „mir eine Entschuldigung? Wie sollte das möglich sein?“

Conradine lächelte; es sah aus, als bemühe sie sich, nicht zu lachen.

„Sie müssen nämlich wissen, es war mein bringender Wunsch, Albus kennen zu lernen. Wie ich Ihnen schon schrieb: für die Stellung, welche bei mir frei ist, eignen Sie sich natürlich absolut nicht. Das ist überdies so eine Art Domestikstellung. Also unmöglich für Sie! Das heißt, das möchte ich ja nicht, als ich zu Stephan Albus ging. Aber immerhin war ich auch schon da entschlossen, Sie nicht zu nehmen, weil Ihnen keine Reizeparis fehlte. Und trotzdem ging ich zu Albus. Die Gelegenheit war zu lobend. Sehen Sie, daß ich Ihnen Dank schulde!“

Felix war ganz blaß geworden. Es kam über ihn wie eine Art Lähmung; eine große Schwere und Stille war in seinem Körper. Er hatte nicht geföhrt, was heißt, er hatte vor sich selbst immer zu Protokoll genommen: „ich Hoffe nichts“, und dennoch schon in einem völlig ausgearbeiteten Zustandemal jedes Detail vor sich gesehen. Alles fiel in sich zusammen! Weder hatte Conradine de la Fremoite seine Eltern genannt, noch gedachte sie sich für ihn zu interessieren oder ihn gar in ihren Dienst zu nehmen; seine Offerte hatte ihr einfach als Vorwand gedient, einen berühmten Dichter einmal aufzusuchen.

Mit dem Veruch eines Lächelns sagte er: „Daß gnädige Frau aber dazu meiner bescheidenen Offerte als Vorwand bedurften, wundert mich. Für eine Dame giebt es doch sicher viele Wege, die zu Bekanntschaft mit Albus führen könnten.“

„Ach, doch nicht,“ erwiderte sie lebhaft, „für mich nicht. Ich lebe weit so da unten — oder da so im Norden,“ sie bezeichnete mit der Linken verschiedene Himmelsgegenstände unbestimmter Richtung, „tutz selten in Berlin. Und hier hab' ich nur Geschäfte: Geld, Kleider, Hüte, was man braucht. Und da ich es nicht liebe, von Leuten behelligt zu sein, die mich nichts angehen und immer nur etwas wollen, so bin ich vorsichtig darin, meinerseits zudringlich zu werden. Handelt es sich um einen Maler, von dem ich hingekiffen bin, kann ich in sein Atelier gehen, ihm eine Skizze oder ein Bildchen abtaufen und lerne ihn kennen mit dem angenehmen Gefühl, ein höchst willkommener Besuch gewesen zu sein. Aber bei einem Dichter liegt das ja anders. Und Stephan Albus — ach Gott, für den hab' ich eine Begeisterung gehabt. „Boila un homme!“ sagte ich mir. Und es giebt so wenig Männer, so wirkliche Männer voll Willen und Kraft. Und ich hatte mir's in den Kopf gesetzt, daß Stephan Albus mir imponieren werde. Da fand ich in Ihrer drohlichen Offerte die Aufforderung, mich bei Albus zu erkundigen. Ich beschloß, sofort hinzugehen, meldete vorher mich und den Zweck meines Besuchs an, bewaffnete mich mit einem Orchideenstrauß für die Dichtertochter und — nun, ich bin eben da gewesen!“

Sie lachte und preschte dann plötzlich die Lippe vor den Mund, als wolle sie den als bittere Kritik wirkenden Heiterkeitsausbruch zurückhalten. Felix dachte an Albus' schmutzigen Rodtragen und an die hässere Frau mit dem stählernen Fingerring und dem blumenbestickten Sockelissen. Aber ihm war nicht danach zu Muth, über die Enttäuschungen anderer Leute zu lächeln.

„Es hätte wirklich wieder eines Dankes nach einer Entschuldigung bedurft. Da ich in keiner weiteren Beziehung zu Albus stehe, hätte ich nie von Ihrem Ganzen dorthin erfahren,“ sagte er.

„Doch, das war meine Pflicht, denn ich bin Ihnen wirklich dankbar. Man hat so seine thörichten Phantasien — das Ansehen der Wirklichkeit ist so gefund. Und ich mußte auch so sehr über Sie lachen! Was erzählte Albus mir da! Ihr Vater war Offi-

zier, er konnte Ihre Eltern vom Westlingsen Hause her. Ihre Mama war der gefeierte Mittelpunkt bei den Festen, die Fürst Westina gab. Und Sie wollten Reifeurier werden! Gesehen Sie nur, daß Sie da einer studentischen Loune nachgaben. Ach, denken Sie, das sind so reich gewordenen Biertrauer oder Exportschlichter, die reifen wollen Leute mit viel Geld und wenig Bildung, und ich verberge mir nicht oft zu viel, wenn ich ihnen die Kaffe fahre, Hotelrechnungen zahle, Billette nehme, Reisepläne mache und hie und da ein bißchen erkläre, was sie sehen. So komme auch ich zur Schönheit und bin geistig doch allein für mich! Na, aelsthen Sie es nur, es war ein Studentenstreik.“

Felix sah, daß seine Persönlichkeit hier ganz falsch aufgefaßt wurde. Das durfte er seinen Augenblick länger duldend, gespreizten Rechten auf das schwarze Fell lehnen; die Finger der Linken spielten mit der Kante eines Spizenbolans.

Felix nahm einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber.

„Ich habe Sie hierher gebeten, weil ich mündlich einen Dank und eine Entschuldigung bei Ihnen anbringen habe,“ begann sie; „ich hätte das ja wohl auch schriftlich thun können, aber da ich mich sehr schuldig fühle, war mir die Schrift zu konventionell. Das Wort ersuchen mir besser am Platz.“

Sie sprach leicht, mit einer großen Verbindlichkeit, und dennoch lag in ihrem Ton und in ihrer Miene etwas, das für Felix das Gefühl einer riesengroßen Entfernung zwischen ihr und ihm augenblicklich herstellte. Uebrigens waren ihm die Worte völlig räthselhaft.

„Mir Dank?“ fragte er zögernd, „mir eine Entschuldigung? Wie sollte das möglich sein?“

Conradine lächelte; es sah aus, als bemühe sie sich, nicht zu lachen.

„Sie müssen nämlich wissen, es war mein bringender Wunsch, Albus kennen zu lernen. Wie ich Ihnen schon schrieb: für die Stellung, welche bei mir frei ist, eignen Sie sich natürlich absolut nicht. Das ist überdies so eine Art Domestikstellung. Also unmöglich für Sie! Das heißt, das möchte ich ja nicht, als ich zu Stephan Albus ging. Aber immerhin war ich auch schon da entschlossen, Sie nicht zu nehmen, weil Ihnen keine Reizeparis fehlte. Und trotzdem ging ich zu Albus. Die Gelegenheit war zu lobend. Sehen Sie, daß ich Ihnen Dank schulde!“

Felix war ganz blaß geworden. Es kam über ihn wie eine Art Lähmung; eine große Schwere und Stille war in seinem Körper. Er hatte nicht geföhrt, was heißt, er hatte vor sich selbst immer zu Protokoll genommen: „ich Hoffe nichts“, und dennoch schon in einem völlig ausgearbeiteten Zustandemal jedes Detail vor sich gesehen. Alles fiel in sich zusammen! Weder hatte Conradine de la Fremoite seine Eltern genannt, noch gedachte sie sich für ihn zu interessieren oder ihn gar in ihren Dienst zu nehmen; seine Offerte hatte ihr einfach als Vorwand gedient, einen berühmten Dichter einmal aufzusuchen.

Mit dem Veruch eines Lächelns sagte er: „Daß gnädige Frau aber dazu meiner bescheidenen Offerte als Vorwand bedurften, wundert mich. Für eine Dame giebt es doch sicher viele Wege, die zu Bekanntschaft mit Albus führen könnten.“

„Ach, doch nicht,“ erwiderte sie lebhaft, „für mich nicht. Ich lebe weit so da unten — oder da so im Norden,“ sie bezeichnete mit der Linken verschiedene Himmelsgegenstände unbestimmter Richtung, „tutz selten in Berlin. Und hier hab' ich nur Geschäfte: Geld, Kleider, Hüte, was man braucht. Und da ich es nicht liebe, von Leuten behelligt zu sein, die mich nichts angehen und immer nur etwas wollen, so bin ich vorsichtig darin, meinerseits zudringlich zu werden. Handelt es sich um einen Maler, von dem ich hingekiffen bin, kann ich in sein Atelier gehen, ihm eine Skizze oder ein Bildchen abtaufen und lerne ihn kennen mit dem angenehmen Gefühl, ein höchst willkommener Besuch gewesen zu sein. Aber bei einem Dichter liegt das ja anders. Und Stephan Albus — ach Gott, für den hab' ich eine Begeisterung gehabt. „Boila un homme!“ sagte ich mir. Und es giebt so wenig Männer, so wirkliche Männer voll Willen und Kraft. Und ich hatte mir's in den Kopf gesetzt, daß Stephan Albus mir imponieren werde. Da fand ich in Ihrer drohlichen Offerte die Aufforderung, mich bei Albus zu erkundigen. Ich beschloß, sofort hinzugehen, meldete vorher mich und den Zweck meines Besuchs an, bewaffnete mich mit einem Orchideenstrauß für die Dichtertochter und — nun, ich bin eben da gewesen!“

Sie lachte und preschte dann plötzlich die Lippe vor den Mund, als wolle sie den als bittere Kritik wirkenden Heiterkeitsausbruch zurückhalten. Felix dachte an Albus' schmutzigen Rodtragen und an die hässere Frau mit dem stählernen Fingerring und dem blumenbestickten Sockelissen. Aber ihm war nicht danach zu Muth, über die Enttäuschungen anderer Leute zu lächeln.

„Es hätte wirklich wieder eines Dankes nach einer Entschuldigung bedurft. Da ich in keiner weiteren Beziehung zu Albus stehe, hätte ich nie von Ihrem Ganzen dorthin erfahren,“ sagte er.

„Doch, das war meine Pflicht, denn ich bin Ihnen wirklich dankbar. Man hat so seine thörichten Phantasien — das Ansehen der Wirklichkeit ist so gefund. Und ich mußte auch so sehr über Sie lachen! Was erzählte Albus mir da! Ihr Vater war Offi-

zier, er konnte Ihre Eltern vom Westlingsen Hause her. Ihre Mama war der gefeierte Mittelpunkt bei den Festen, die Fürst Westina gab. Und Sie wollten Reifeurier werden! Gesehen Sie nur, daß Sie da einer studentischen Loune nachgaben. Ach, denken Sie, das sind so reich gewordenen Biertrauer oder Exportschlichter, die reifen wollen Leute mit viel Geld und wenig Bildung, und ich verberge mir nicht oft zu viel, wenn ich ihnen die Kaffe fahre, Hotelrechnungen zahle, Billette nehme, Reisepläne mache und hie und da ein bißchen erkläre, was sie sehen. So komme auch ich zur Schönheit und bin geistig doch allein für mich! Na, aelsthen Sie es nur, es war ein Studentenstreik.“

Felix sah, daß seine Persönlichkeit hier ganz falsch aufgefaßt wurde. Das durfte er seinen Augenblick länger duldend, gespreizten Rechten auf das schwarze Fell lehnen; die Finger der Linken spielten mit der Kante eines Spizenbolans.

Felix nahm einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber.

„Ich habe Sie hierher gebeten, weil ich mündlich einen Dank und eine Entschuldigung bei Ihnen anbringen habe,“ begann sie; „ich hätte das ja wohl auch schriftlich thun können, aber da ich mich sehr schuldig fühle, war mir die Schrift zu konventionell. Das Wort ersuchen mir besser am Platz.“

Sie sprach leicht, mit einer großen Verbindlichkeit, und dennoch lag in ihrem Ton und in ihrer Miene etwas, das für Felix das Gefühl einer riesengroßen Entfernung zwischen ihr und ihm augenblicklich herstellte. Uebrigens waren ihm die Worte völlig räthselhaft.

„Mir Dank?“ fragte er zögernd, „mir eine Entschuldigung? Wie sollte das möglich sein?“

Conradine lächelte; es sah aus, als bemühe sie sich, nicht zu lachen.

„Sie müssen nämlich wissen, es war mein bringender Wunsch, Albus kennen zu lernen. Wie ich Ihnen schon schrieb: für die Stellung, welche bei mir frei ist, eignen Sie sich natürlich absolut nicht. Das ist überdies so eine Art Domestikstellung. Also unmöglich für Sie! Das heißt, das möchte ich ja nicht, als ich zu Stephan Albus ging. Aber immerhin war ich auch schon da entschlossen, Sie nicht zu nehmen, weil Ihnen keine Reizeparis fehlte. Und trotzdem ging ich zu Albus. Die Gelegenheit war zu lobend. Sehen Sie, daß ich Ihnen Dank schulde!“

Felix war ganz blaß geworden. Es kam über ihn wie eine Art Lähmung; eine große Schwere und Stille war in seinem Körper. Er hatte nicht geföhrt, was heißt, er hatte vor sich selbst immer zu Protokoll genommen: „ich Hoffe nichts“, und dennoch schon in einem völlig ausgearbeiteten Zustandemal jedes Detail vor sich gesehen. Alles fiel in sich zusammen! Weder hatte Conradine de la Fremoite seine Eltern genannt, noch gedachte sie sich für ihn zu interessieren oder ihn gar in ihren Dienst zu nehmen; seine Offerte hatte ihr einfach als Vorwand gedient, einen berühmten Dichter einmal aufzusuchen.

Mit dem Veruch eines Lächelns sagte er: „Daß gnädige Frau aber dazu meiner bescheidenen Offerte als Vorwand bedurften, wundert mich. Für eine Dame giebt es doch sicher viele Wege, die zu Bekanntschaft mit Albus führen könnten.“

„Ach, doch nicht,“ erwiderte sie lebhaft, „für mich nicht. Ich lebe weit so da unten — oder da so im Norden,“ sie bezeichnete mit der Linken verschiedene Himmelsgegenstände unbestimmter Richtung, „tutz selten in Berlin. Und hier hab' ich nur Geschäfte: Geld, Kleider, Hüte, was man braucht. Und da ich es nicht liebe, von Leuten behelligt zu sein, die mich nichts angehen und immer nur etwas wollen, so bin ich vorsichtig darin, meinerseits zudringlich zu werden. Handelt es sich um einen Maler, von dem ich hingekiffen bin, kann ich in sein Atelier gehen, ihm eine Skizze oder ein Bildchen abtaufen und lerne ihn kennen mit dem angenehmen Gefühl, ein höchst willkommener Besuch gewesen zu sein. Aber bei einem Dichter liegt das ja anders. Und Stephan Albus — ach Gott, für den hab' ich eine Begeisterung gehabt. „Boila un homme!“ sagte ich mir. Und es giebt so wenig Männer, so wirkliche Männer voll Willen und Kraft. Und ich hatte mir's in den Kopf gesetzt, daß Stephan Albus mir imponieren werde. Da fand ich in Ihrer drohlichen Offerte die Aufforderung, mich bei Albus zu erkundigen. Ich beschloß, sofort hinzugehen, meldete vorher mich und den Zweck meines Besuchs an, bewaffnete mich mit einem Orchideenstrauß für die Dichtertochter und — nun, ich bin eben da gewesen!“

Sie lachte und preschte dann plötzlich die Lippe vor den Mund, als wolle sie den als bittere Kritik wirkenden Heiterkeitsausbruch zurückhalten. Felix dachte an Albus' schmutzigen Rodtragen und an die hässere Frau mit dem stählernen Fingerring und dem blumenbestickten Sockelissen. Aber ihm war nicht danach zu Muth, über die Enttäuschungen anderer Leute zu lächeln.

„Es hätte wirklich wieder eines Dankes nach einer Entschuldigung bedurft. Da ich in keiner weiteren Beziehung zu Albus stehe, hätte ich nie von Ihrem Ganzen dorthin erfahren,“ sagte er.

„Doch, das war meine Pflicht, denn ich bin Ihnen wirklich dankbar. Man hat so seine thörichten Phantasien — das Ansehen der Wirklichkeit ist so gefund. Und ich mußte auch so sehr über Sie lachen! Was erzählte Albus mir da! Ihr Vater war Offi-

Stellung zu suchen. Von allem Unklar ist es aber noch das schlimmste, daß ich insolare meines Bildungsganges, der meine Individualität ersticht, nicht einmal weiß, wohin mich meine Sehnsucht nach Abenden drängt. Ich habe mir schon die Kräfte eines Proletariats angewöhnt.“

Er stand auf. Er fühlte, er mußte gehen und würde mit Dankbarkeit im Herzen gehen, weil er eine Stunde lang aus seiner Einsamkeit wohlthätig erlöst worden war.

Auch Conradine erhob sich. Sie faltete die Hände auf dem Rücken zusammen und begann in dieser männlichen Haltung im Salon hin und her zu gehen.

„D nein,“ sagte sie gleichsam für sich, „eine Individualität läßt sich nicht ersticken. Thatkraft ohne Ziel — das kommt, wenn viel Intelligenz und viel Phantasie beisammen sind, aber ein spezielles Talent fehlt. Und wenn oben der geistige Geschmack von Jugend an keine bestimmte Diktion gewinnt, ist es schwer — schwer —“

Sie verlor sich im Nachsinnen. Felix hörte ihr beglückt und erstaunt zu. Welch ein reifer Geist sprach aus ihr, gewöhnt, Menschen und Dinge zu überblicken und zu beurtheilen.

Einen Augenblick lang vergaß Felix ganz, daß sie der heiß bewunderte Gegenstand seiner Liebesträume gewesen. Er sah nur einen bedeutenden Menschen in ihr, kein schönes Weib.

Aber als sie denn plötzlich vor ihn hintrat und ihn anlah, gerade und leuchtend, erschraf sein Herz vor ihrer Schönheit, und er athmete schwer.

„Wollen Sie dennoch zu mir kommen, nicht als mein Bediensteter, sondern als mein Mitarbeiter?“ fragte sie. Er fuhr zurück und starrte sie an. Ihre Worte kamen ihm als etwas so Unwahrscheinliches, ja Ueberraschendes vor, daß er sie nicht fassen konnte.

„Ich — ein Mitarbeiter — woran? Wie und wo? Das ist ja unmöglich,“ brachte er heraus.

Anstatt vor Freude überwältigt zu sein, überfiel ihn ein Gefühl namenloser Demüthigung. Er dachte nicht daran, daß er sich ihr durch die Geschichte seines Lebens ganz geöffnet hatte und ernstes Vertrauen sich erobert haben konnte — er dachte an die kleine Scene im Juwelierladen und daran, daß Conradine sich umgewandt, um ihm noch einmal in die Augen zu sehen — die große Dame hatte Gefallen gefunden an den hübschen Augen eines armen Jungen — nein, tausendmal nein!

Er schüttelte den Kopf mit heftig ablehnender Gebärde.

Sie hielt noch immer die Hände auf dem Rücken gefaltet, und ohne seine stumme Verneinung zu beachten, fing sie wieder an, hin- und herzuweichen und dabei zu sprechen.

„Besondere Lebensumstände weisen mich immer darauf an, mich bezahlter Kräfte zu bedienen. Mein Mann ist seit sechs Jahren todt. Er hatte mich wohl angeleitet, er behauptete, ich habe ein angeborenes organisatorisches Herrschertalent, aber als er mich so oft einmal allein ließ, da verfiel er.“

Ihre Stimme hatte abgeeb, schmerzlich, sehr schmerzlich. Felix hörte es genau. Also sie hatte diesen Todten geliebt!

„Zuerst,“ fuhr sie fort, und es war, als ob Ton und Miene sich ihr plötzlich mit tiefer Wehmuth überschleierten, „hatte ich zu viel mit meiner Vergeßung zu thun, als daß es mich gereizt haben sollte, zu schaffen und zu regieren.“

Sie seufzte tief, stand vor einem Fenster still und sah, in schwere Gedanken verloren, ins Leere.

Felix fühlte zugleich einen fernem, leisen Schmerz und eine seltsame Erleichterung. Eine Frau sagt einem Manne, an dem sie ein spielerisches Wohlgefallen findet, nicht, daß sie ihren Gatten bis zur Verzeßung betrüert. Das saß sie nur jemaß, den sie achtet, und dem sie unentgeltlich gegenüber steht.

„Man sollte nicht lieben,“ sagte sie halblaut, „der Schmerz des Verlustes ist so fürchterlich, daß alles vorhergehende Glück dadurch ausgelöscht wird. Oder vielleicht bin ich eine von jenen Unseligen, die das Leid besser verstehen und behalten, als das Glück.“

Und dann, mit einem halben Lächeln zu Felix gewandt: „Aber warum sag' ich Ihnen das? Doch — ich weiß. Als Dank für all das Vertrauen, das Sie mir schenken. Und ich wollte Ihnen ja erklären — richtig. Also, damals nahm ich nicht gleich alle Leinwandstücke zusammen in meine Hand. O, was für böse Erfahrungen kamen da! Und was hat das für Geld gekostet! Auf Trebbin ging der Verwoller durch, auf Dolbatsch rief eine Mißwirtschaft ein. Nun, Sie werden das ja alles erfahren. Aber lieber Gottes wird ich nie durch Schaden klug. Fragen Sie nur, Madame me.“

gehen. Aber es bleibt eben nie maßvoll.“

„Nun denken anädie Frau, bei mit sei Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit das Selbstverständliche, und die Erfahrung und Gewandtheit ließe ich erwerben?“ fragte er. „Nest erfährt ihn Freude, jetzt hat er Land, Land. Er fing an, fassungslos vor Glück zu werden.“

„Na, das denke ich,“ rief sie und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Schlagen Sie ein und sagen Sie im blinden Vertrauen. ja! Acceptieren Sie im voraus alle Bedingungen, die ich stelle! Giebt es später nicht — nun, dann oesthen Sie mir es frei, daß der Versuch mißglückt. Und geht es — dann leisten Sie mir Dienste, deren Traaewie Sie schon selbst bescheiden werden.“

„Ja,“ sprach Felix, „ja.“

Er quälte sich die Laute heraus. Sie empfand eine unfaßliche Freude. Sie hatte einen Glücklichen gemacht und konnte sich nicht satt daran sehen.

„Ich werde Sie gleich vorstellen,“ sagte sie fröhlich und wichtig. „Die Dame, welche mit mir lebt, ist die zweite Gattin des Vaters meines Mannes gewesen. Ach, wenn sie Madame wäre.“ Ein liebevoller Scherz.

Sie aina schnell mit rauschenden Gewändern auf die Thür zu, durch welche sie vor einer Stunde einetreten war, und rief in das andre Zimmer einige Worte hinein.

(Fortsetzung folgt.)

— Einst schrieb man für's Herz, heute schreibt man für die Nerven.

— Giebt'sämliche Auffassung, Frau (erport): „Wie, Aina, Sie küssen meinen Mann?“ — Dienstmädchen: „Na, Sie haben mich doch als Stütze der Hausfrau enaagiert!“

— Diplomatisch. Graf: „Nun, was sagen Sie zu meinen Verjen?“ — Kritiker: „Alle bedeutenden Dichter, Erzählern, haben auch schlechte Verse gemacht!“

— Faule Entschuldigung. Frau: „Du kennst ja ganz benebelt nach Heute, was soll das?“ — Mann: „Na, ach! Du doch 'mal in dem Nebel draußen spazieren!“

— Immer zerstreut. Bettler (Nachmittags fünf Uhr im Winter): „Nun ruf ich aber fort in die Gemeinderathshaus.“ — Professor: „Schlafen Sie wohl, lieber Herr Bettler!“

— Passende Redensart. Batteriechef (dem die Uebuna nicht zur Zufriedenheit gefallen hat): „Unteroffizier — das Exerzieren an Ihrem Gesicht war heute — unter aller Kanone.“

— Erklärung. „Warum red'n denn die Verfasser der Lese immer „Geneigter Leser“ an?“ — „Oh, wachstrecklich doch deshalb, weil die meisten Menschen kein Lesen so trumm fügen.“

— Getrassen. „Sag' mir, liebe Frau, hast Du heute gekocht?“ — „Nein.“ — „Ich hab' mir's gleich gedocht.“ — „Sag' mir, denn das Essen nicht?“ — „Im Geantzeit!“

— Der Nachbar. „Der Maier rautch ja nicht n'ehr?“ — „Nein, das haben ihm seine Freunde abgewöhnt.“ — „Wieso, seine Freunde?“ — „Na, sie schenken ihm einfach keine Cigaretten mehr.“

— Ab so! Mama: „Sag' Trudchen, weshalb hast Du die Hälfte Deiner Suppe in meinen Keller gekostet?“ — Trudchen: „Na, Mama, Du sagst doch immer: Getheilte Schmerz ist halber Schmerz.“